

Region zu betrachten. Der *Nationalismus der Opfer* kritisiert den *Nationalismus der Täter* nicht, sondern kopiert dessen grundsätzliche Logik in tragischer Weise. So mag alles Mögliche zustande kommen – nur keine Emanzipation vom naturalistischen Identitätswahn, der die Feindschaften moderner Staaten begleitet und befeuert. Und zwar auf allen Seiten...

„Wider das Identitätsgetue“: Zur Kritik eines naturalistischen Identitätsbegriffs

Die Kritik an der Behauptung fixer, vorgegebener, mit den jeweiligen Individuen verwachsener Identitäten stellt einen theoretischen Kernpunkt der vorliegenden Arbeit dar. Indem sich Menschen eine letztlich durch Zufall erworbene soziale Gruppenidentität als ihre *eigentliche* Individualität ankleben, sind sie außerstande, sich als Menschen, d. h. als Individuen mit divergierenden kulturellen und religiösen Gewohnheiten, unterschiedlichen sozialen Rollen und gegensätzlichen ökonomischen Funktionen und Zwecken gegenüberzutreten, die sich aus dem historischen Kontext einfach ergeben haben und von daher selbst zur gedanklichen oder gar praktischen, sei es individuell oder politisch, Disposition gestellt werden können. Identitäten sind unumgänglich, aber individuell zufällig, weil kontextuell erworben und daher wandelbar; zudem vielschichtig und nicht selten auch widersprüchlich.

Diese distanzierte Perspektive auf die soziale Welt scheint gegenwärtig wieder aus der Mode gekommen zu sein; gerade in Krisenzeiten beeilen sich Krisengewinner wie -verlierer, sich permanent ihrer Zugehörigkeit zu einem vortrefflichen Volk, einer überlegenen, weil einzig wahren Religion oder gar einer edlen „Rasse“ – auch wenn kaum einer mehr diesen Ausdruck benutzt – zu versichern und diese angeblich natürliche Identität als Argument gegen eine konkurrierende Gruppe von Menschen ins Feld zu führen. Leon Wieseltier ging in seiner Publikation *Against Identity*,⁸¹ ganz im Sin-

ne der klassischen, wunderbar „heimatlosen“ Tradition des aufgeklärten Judentums, ideenreich auf ironisch-kritische Distanz zu den Borniertheiten fiktiver Gemeinschaftlichkeit. Als Vertreter eines Judentums, das sich der Historizität und damit wechselnden Gestalt seiner Identitäten bewusst geworden war, die sich aus der Internationalität und Wechselhaftigkeit der jüdischen Diaspora ergeben hatten, betont er, dass Identität Differenz unterstelle; Identität hebe auf die Unterscheidung von Anderen ab: „Wem bist Du gleich?“ sei letztlich der Inhalt der Frage nach der Identität. Daher gelte: „Identität ist ein Euphemismus für Konformität“; Identität haben wollen, beinhalte den Wunsch, durch „ein gemeinsames Merkmal“ identifizierbar zu sein, „gekannt und erkannt“ zu werden. Eine als unverrückbar vorgestellte Identität feiere die Unüberwindlichkeit ihrer selbst – damit sei sie eine „Doktrin der Abkehr“, die von anderen auch als Zurückweisung erlebt werden könne. Umgekehrt legt dieses „deterministische Identitätsverständnis“ (Shlomo Sand) die so Charakterisierten auf alle Zeiten fest, von Natur aus die zu sein, die sie angeblich seien; Shlomo Sand hebt prägnant den Zwangscharakter solcher Identitäten hervor: Wer wie er nicht gläubig sein könne und wolle – Sand bezeichnet sich selbst als „säkularen Atheisten“ –, könne auch nicht vom Judentum zu einer anderen Religion wechseln; sofern er aber nun aus dem Judentum auch nicht austreten könne, weil es ihm als Volkscharakter, als naturalistisches Merkmal angeeignet und damit auch praktisch angeklebt wird, fühle er sich „bis ans Lebensende gefangen im Narrenkäfig meiner Identität“.⁸²

Identität setzt also immer auch den *Unterschied*; die Berufung auf Identität trägt die *Abgrenzung* vom Nicht-identischen logisch notwendig in sich. Nationale Identität beinhaltet von daher immer Kontrapunktion zur anderen Nationalität; nur dadurch, dass man sich diese Identitäten gibt, muss man sich wieder verbrüdern, um nicht aneinander zu geraten. Die Anderen sind als Andere an sich absolut gesetzt;

man kann nur gegen sie mit ihnen auskommen – dies ist die eigentümliche Dialektik der nationalen Identität.

In der Praxis sind Identitäten eben keine kontextunabhängigen, fixen Merkmale: Wieseltier betont die Durchlässigkeit der Grenzen; Sand hebt die Gebundenheit jeglicher Identität an „gesellschaftliche Praktiken“, an soziale Kommunikation hervor. Das entspricht der Realität des gesellschaftlichen Sozialisationsprozesses: Jedes Individuum entwickelt sein Selbstbild in Auseinandersetzung mit anderen Individuen, diversen Institutionen und Kommunikationsmedien, die den jeweiligen sozial-ökonomischen Kontext kennzeichnen. Dabei kann man durchaus mehrere Identitäten haben, die in ganz unterschiedlichen sozialen Kontexten eine Rolle spielen, wie Sand betont: „Diese Identitäten stehen in sich ständig wandelnden Kräfteverhältnissen und Hierarchien zueinander und ergänzen und durchdringen sich gegenseitig.“

Die Kontextabhängigkeit und soziale Erworbenheit von Identitäten beinhaltet, dass letztlich „jedes Erbe (...) Zufall“ sei, wie Wieseltier bemerkt. Im Wissen darum liege das Potential zu „Nachsicht“ – jeder Andere ist genauso zufällig der, der er ist, wie ich ein Anderer bin als er; auch ich hätte so wie er werden können und umgekehrt. „Jenes Gefühl von Zufälligkeit“ schütze vor „Eitelkeit“. Ganz anders hingegen die naturalisierte religiöse oder nationale Identität, wie Shlomo Sand treffend zusammenfasst: „Sowohl die Religion (...) als auch der Nationalismus (...) fordern vom Einzelnen wie von der Gemeinschaft totale Ausschließlichkeit“; man könne „immer nur eine, nie mehrere Identitäten zugleich annehmen. Unter anderem hieraus ziehen Religion und Nationalismus ihre außerordentliche Kraft.“ Das unnachgiebige Beharren auf seiner angeblichen Identität als Jude oder Deutscher oder Italiener usw. legt seine ganze Kraft in die Behauptung, dass es einen Unterschied gebe; eine genauere Befassung mit dem Inhalt der jeweiligen besonderen Merkmale ist dafür schon fast schädlich, da es die Relativität, das Gewordensein und damit die inhaltlichen Begründungen in das Zentrum der

Betrachtung rücken würde. Wieseltier bemerkt dazu: „Wer weiß, dass etwas seines ist, weiß wenig über dieses Etwas.“

Denn, könnte man ergänzen, mehr als darauf zu insistieren, dass dieses „Etwas“ ihre Unverwechselbarkeit ausmacht, wollen religiöse Fundamentalisten und Nationalisten ja auch gar nicht gesagt haben. Darin liegt auch der reaktionäre Charakter einer identitären Authentizität: Etwas soll allein wegen seines historischen Gewordenseins, wegen seiner Existenz schon seine eigene Notwendigkeit in sich tragen. In den Worten Wieseltiers: „Was gewesen ist, muss sein. Das ist Götzendienst an den Ursprüngen.“

Und der Beweis der Güte der Identität argumentiert daher auch mit der Dauer, der *zeitlichen Kontinuität* der naturalistischen Identität: Die Serben sehen schon auf dem Amselfeld vor über 600 Jahren ein serbisches Volk am Werk, das damals noch niemand gekannt hat; Hitlers „Arier“ wurden in den esoterisch-braunen Zirkeln der 1920er Jahre des letzten Jahrhunderts als „Ur-Rasse“ vorgestellt; die zionistische Bewegung sieht sich schließlich in der Tradition eines imaginären „jüdischen Volks“, das seit 3000 Jahren existieren soll, obwohl zwischendurch die Juden in alle Himmelsrichtungen vertrieben bzw. verteilt wurden, außer ihrer Religion und religiösen Praktiken Gemeinsamkeiten daher nur schwerlich zu finden sind. Shlomo Sand betont deshalb, dass es „keinen spezifischen alltäglichen Lebensstil gibt“, der die Behauptung des Zionismus stützen würde, „es gebe eine tatsächlich praktizierte nichtreligiöse jüdische Kultur“. Die behauptete nationale Kontinuität ist zum einen oft erfunden, zum anderen stellt die pure Dauer, Zeitlichkeit kein Argument dar, um für eine Sache Partei zu ergreifen.

Allerdings vermag man dem Bedürfnis nach Identität nicht gänzlich auszukommen, da die Identität *Resultat und Bedingung sozialer Kommunikationsprozesse* ist. Nur: Dafür muss sie nicht als quasi unverrückbar gedacht werden, im Gegenteil: Gerade weil sie aus sozialer Kommunikation hervorgeht, ist sie als Gewordenes, im Prinzip Wandelbares

identifizierbar. Sie ist immer *kontextabhängige Selbst- und Fremdzuschreibung von Merkmalen*. Auch antiker Sklave ist man nicht von Natur aus, sondern wird es durch Gefangennahme im Krieg oder dadurch, dass man zufällig als Kind einer Sklavin zur Welt kommt. Damit ist die Sklaverei als sozial-ökonomisches Verhältnis, das selber historischen Charakter trägt, unterstellt. Und Sklave bleibt man nur solange, wie man diesem Schicksal nicht durch Flucht, Freilassung oder einen erfolgreichen Aufstand gegen die Sklaverei selbst entrinnt. Oder es verändern sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in einer Weise, dass ein Interesse an der Abschaffung der Sklaverei auch bei anderen Gruppen, Klassen oder politischen Institutionen entsteht. Identität beruht stets auf einem gesellschaftlichen Kontext, auf geltenden Sichtweisen, Praktiken, Vorstellungen und Interessen. *Der Vorstellung von einer natürlichen Identität liegt insofern ein falsches Bild von ihrem Erwerb und Charakter zugrunde.*

Die *Dialektik der Identität* besteht deshalb darin, dass man ihr *formell* nicht auskommen kann, weswegen man ihren *Inhalten* beizeiten auszukommen versuchen muss, wie Wieseltier bemerkt: „Nur jemand, der eine Identität besitzt, kann verstehen, warum jemand den Wunsch haben könnte, sie los zu sein.“ Soziale Umwälzungen bedeuten immer auch, dass sich Teile der Gesellschaft mit der ihnen zugeschriebenen Identität nicht mehr abfinden wollen; wer nicht mehr an Götter glaubt, tritt aus der angestammten Religion aus und verliert seine religiöse Identität.

Unsere Betrachtungen verdeutlichen somit das *Gewordensein*, die *individuelle Zufälligkeit* und sozialökonomische, also *historisch wandelbare Notwendigkeit* von Identität in modernen Gesellschaften, die einen kritisch distanzierten Blick auf ihren eigenen Entstehungs- und Entwicklungsprozess werfen können und damit mehr oder weniger entsetzt feststellen müssen, dass ihre Gewohnheiten, Konstruktionen und Prinzipien eben nicht selbstverständlich, da *nicht voraussetzungslos gültig* sind:

Weder drückt sich in ihren sozialen Formen, Lebensweisen und religiösen Überzeugungen der unverrückbare Wille von Göttern aus, noch legt die Natur Identitäten fest, so sehr wir auch aufgrund unseres unvermeidlichen Hineingeboren-Seins in immer identitär bestimmte, identitätsstiftende Umstände daran glauben mögen. Unsere gewachsenen Identitäten erscheinen uns als unverzichtbar, weil wir unsere Persönlichkeit quasi als Ich-Gefühl um sie herum gruppieren. Diese unsere Persönlichkeit stellt damit selbst nur die Summe unserer Lebensumstände, Erfahrungen und verarbeiteten Eindrücke dar; die so bestimmte Identität kann demgemäß „im Fluss bleiben“, sofern wir bereit sind, ihre Voraussetzungen immer wieder einer Überprüfung zu unterziehen. Jedoch gegen dieses Wissen auf unserem unwandelbaren Identitätskern zu beharren, birgt über 200 Jahre nach der Aufklärung die Gefahr der störrischen *Konstruktion immunisierter Selbstbilder* in sich, die sich dementsprechend leicht als fanatisierbar erweisen können.

Für unser Thema bedeuten die diskutierten Positionen eine erfrischende, weil befreiende Kritik des „Identitätsgetues“: Bei allem Festhalten an religiösen und kulturellen Eigenheiten und Differenzen sollten und könnten sich moderne Menschen darüber klar werden, dass die „Anderen“ eben nicht unverrückbar anders sind, nur weil ihnen zufällig ein anderer Geburtsort und eine andere Familie zugefallen sind, woraus sich ein anderer Glaube und andere Überzeugungen, Lebensweisen und Erinnerungen ergeben haben.

Genau hier ist der Keim für eine prinzipielle Kritik der *Form* identitärer Abgrenzung angelegt: Wegen der individuellen *Zufälligkeit* und *Formbarkeit* identitärer Persönlichkeitsmuster taugen moderne Identitäten nicht zur Begründung eherner, quasi natürlicher Unterschiede, die Abgrenzung, ja Feindschaft qua Ausschließlichkeit der wechselseitigen Ansprüche unvermeidlich machen. Man kann ja seine wie auch immer erworbene oder zurechtgelegte Identität behalten wollen – aber man muss deshalb nicht glauben,

dass sie einen natürlichen, gottgegebenen Vorzug darstellt, auf den man gar stolz zu sein hat.

Andersherum: Dass man ohne Identität nicht leben kann, heißt nicht, dass dafür genau jenes – und deshalb nur dieses! – spezielle Sammelsurium an Ansichten, Symbolen und Überzeugungen unabdingbar ist, das einem gerade anhaftet. Dann kann man den Anderen gleichzeitig *als Person*, Individuum wahrnehmen, die einem selbst in der Historizität, Zufälligkeit und damit Wandelbarkeit seiner identitären Merkmale *gleich* ist. Juden sind keine Moslems, Israelis keine Araber – aber Juden müssen keine radikalen Zionisten sein, und Araber keine Islamisten, da sie zuallererst historisch-kulturelle *Individuen* sind.

Darüber hinaus gilt es den *Inhalt* der diskutierten Identitäten zu betrachten: Was macht religiöse und nationale Identitätszuschreibungen aus? Was ist ihnen gemeinsam und worin unterscheiden sie sich?

Jenseits religiöser und nationaler Identität: Humanismus und Aufklärung als Bedingungen eines neuen „Nahen Ostens“

Die *Religion* kann man wechseln oder gar aufgeben. Sie spielt sich in der Sphäre der Glaubensüberzeugungen ab, die Marx polemisch als „Ausgeburten des Kopfes“ bezeichnete. Bei der *Nation* verhält es sich schon schwieriger: Sie ist nicht einfach ein „mentales“, kulturell verankertes System, ein Sozialisationsprodukt, sondern besitzt eine materielle Gestalt in der einigenden Klammer, der Gebiets- und damit Rechtshoheit, letztlich dem *Gewaltmonopol* des modernen *Staates* und den Ansprüchen, die er an seine Bürger richtet und gegebenenfalls auch einfordert. Die *nationale Identität* stellt in dieser Perspektive den mehr oder weniger verhimmelten Ausdruck der Gewohnheiten, Sprache(n) und landestypischen Verfahrensweisen vor, die die ökonomisch und

sozial zumeist höchst unterschiedlichen Bürger in ihrer nationalen Lebenspraxis als Resultat eben dieser Praxis an- und übernehmen.

Insofern sind auch diejenigen Israelis und Araber, die sich ein rationelles Zusammenleben durchaus vorstellen können, nicht in der Lage, dies einfach zur Richtschnur ihres Handelns zu machen: Die in den diversen Herrschereliten, ökonomisch-politischen Machtgruppen und militärischen Apparaten inkorporierten *etablierten Interessen*, die jeweilige *Staatsräson* und die durch sie geschaffenen *historischen Fakten*, stehen dem materiell und damit praktisch entgegen. Auf beiden Seiten heißt es: Mitgefangen, mitgehungen! Ohne einen *Bruch* mit den vorherrschenden staatspolitischen „Eckpfeilern“ eines immer rechtslastigeren Zionismus einerseits, eines fanatisierten politischen Islamismus andererseits wird eine Neuordnung des Zusammenlebens im Nahen Osten nicht möglich sein.

Was ist mit diesem „Bruch“ gemeint? Hier kommt ja bei den Parteigängern der israelischen Staatsräson schnell der Verdacht auf, man würde dem „Judenstaat“ das Existenzrecht bestreiten wollen. Sie verweisen dann meist sofort auf den Holocaust und den gesamten historischen Kontext, aus dem heraus der Erfolg des zionistischen Projekts erst möglich, ja notwendig geworden wäre.

Wie wir gesehen haben, ist dies auch nicht per se falsch: Eine an den historischen Zusammenhängen und politischen Rahmenbedingungen orientierte materialistische Analyse zeigt auf, wie eine bestimmte geschichtliche Konstellation das praktische Ergebnis von komplexen Prozessen darstellt, die in ihrem Zusammenwirken genau dieses Resultat hervorgebracht haben. In diesem Fall eben den Staat Israel als zionistisches Besiedlungsprojekt, das ohne die Allgegenwart eines völkischen, im millionenfachen Massenmord der Nazis gipfelnden Antisemitismus einerseits und ohne die amerikanische Nahost-Politik andererseits, die sich Israels als anti-sowjetischen Brückenkopf versicherte, nicht in der gegen-

wärtigen Form existieren würde. Von daher ist es absurd, in einer Art „Was-wäre-wenn“-Rückschau das Pferd von hinten aufzuzäumen und sich die *Notwendigkeit* der geschichtlichen Resultate einfach wegzudenken, nach dem Motto: Hätten die Amtskirchen früher die evangelikalen Sekten nicht verfolgt, wären den Indianern die Amerikaner erspart geblieben; hätten die Römer damals Arminius im Teutoburger Wald besiegt, hätte es vielleicht gar kein Deutschland gegeben usw.

Genauso abwegig ist es deshalb, sich Israel oder auch die Araber wegzuwünschen und zu behaupten, „die Juden“ gehörten gar nicht hierher, weil sie vorher nicht da waren bzw. die Araber hätten hier nichts verloren, weil vor ihnen ein antikes jüdisches Gemeinwesen in der umkämpften Region existiert habe – die diversen Menschengruppen erobern, besetzen und besiedeln seit Jahrtausenden wechselseitig ihre Territorien, so dass man oft gleichen Rechts sagen kann, sie gehören hierhin oder dorthin, wie man das auch bestreiten kann: Ein natürliches Wohnrecht existiert ebenso wenig wie eine auch immer geartete natürliche Zugehörigkeit zu einem Landstrich oder einer Kultur. Der Rest ist *Geschichte* und eine Frage der innerhalb der jeweiligen Epochen geltenden moralischen und politischen *Rechtsmaßstäbe*, seien sie in einen partikularistischen oder universalistischen Diskurs eingebettet. Dieser *politisch-moralische Diskurs*, aber auch die *Machtmittel*, die ihm seitens der Beteiligten zumeist zugrunde liegen, legen fest, was im Verkehr zwischen den diversen Gruppen, Völkern und Staaten erlaubt, ge- oder verboten ist. Dabei ist fraglich, ob die politischen, philosophischen und rechtlich-moralischen Prinzipien, entlang derer über die Legitimität von Regierungssystemen, Aufenthaltsrechten und persönlichen Freiheiten gestritten wird, als überhistorisch gültig behauptet werden können. Denn selbst dies ist in Gestalt der Auseinandersetzung zwischen den Kulturkreisen und Staaten über die Universalität der Menschenrechte bzw. deren Interpretation Gegenstand eines historisch geprägten und damit kontextabhängigen Diskurses. Zumeist

wird erst in der Rückschau ersichtlich, welche *Legitimitätsbegründungen* als die humaneren gelten können, was nicht gleichbedeutend damit sein muss, dass es die erfolgreicheren waren. Aber vor welchem Humanitätsbegriff und welchen Erfolgsmaßstäben? Legitimationsgründe, die als historisch verbürgt, aber gleichzeitig überzeitlich gültig behauptet werden, sind widersprüchlich und überzeugen letztlich nur ihre eigenen Anhänger, wodurch sie sich als Legitimationsideologien zur Rechtfertigung von deren Handeln erweisen.

Nimmt man diese Argumentation ernst, so ist eine Kritik an den falschen Mythen des Zionismus als spezifisch jüdische Variante der nationalistischen Ideologie *keinesfalls* gleichbedeutend damit, Israel das Existenzrecht zu bestreiten; mit diesem Standardargument wird ja von den Zionisten jegliche Kritik an der israelischen Politik und Staatsräson zurückgewiesen – da nur der Zionismus die dem jüdischen Volk naturgemäße bzw. vorherbestimmte Lebensweise verwirklicht hätte, führte die Kritik daran angeblich schnurstracks zur Ablehnung des Judentums und damit in den Antisemitismus.

Hierzu hat Moshe Zuckermann, Historiker an der Universität Tel Aviv und ein profilierter linker Kritiker der israelischen Palästinenserpolitik, in einem Interview eine klare Differenzierung vorgenommen:

„Wo es Antisemitismus gibt, das Paradigma des rassistischen Vorurteils, das im Nationalsozialismus in der Shoah kulminierte, muss er ganz unabhängig vom Nahostkonflikt permanent und unnachgiebig bekämpft werden.

Aber sehen Sie, linkes Denken ist für mich ohne eine emanzipative Ausrichtung nicht denkbar. Die Kategorie der Emanzipation muss danach überall in der Welt, in jeder Gesellschaft, zu jedem Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte anwendbar sein. Im Verhältnis zu Palästina z. B. präsentiert sich Israel als ein Land brutaler Repressionen und Unterdrückung, zumindest in den letzten 33 Jahren. Und wenn dem so ist, muss man in Begriffen der universellen Kategorie der Emanzipation sagen: Jede Linke auf der Welt –

auch eine deutsche – hat das gute Recht, Israel unter diesem Gesichtspunkt zu kritisieren. Ich werde mir als Linker die Kritik an diesem Zustand von niemandem verbieten lassen, und es bleibt sich für mich gleich, ob ich nun die Sache in Berlin, in Jerusalem oder in New York vortrage.

Ich glaube, das Dilemma liegt nicht in der Frage, ob die deutsche Linke das Recht hat, Israel zu kritisieren. Entscheidender ist, in welcher Absicht kritisiert wird; ob sich in die Kritik Elemente einschleichen, die sich als zutiefst anti-emanzipativ erweisen und mit denen die Kritik lediglich instrumentalisiert wird.⁴⁸³

Damit wird abschließend noch einmal verdeutlicht: Nicht jede Kritik der israelischen Staatsräson ist Antisemitismus, auch wenn es Leute geben mag, die Israel aus antisemitischen Motiven heraus kritisieren. In Wahrheit ist es doch umgekehrt: Die pauschale zionistische Antisemitismus-Kritik kontrastiert die *negative Besonderung* „der“ Juden zum „Schädling“, wie sie vom rassistischen Antisemitismus gepflegt wird, mit deren *positiver Besonderung* zum ewigen Opfer, das deshalb vor jeglicher Kritik in Schutz zu nehmen ist. Damit besteht die Gefahr, dass dem Antisemitismus in seiner Behauptung der „Nichtnormalität“ des Judentums Recht gegeben wird, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen.

Worum geht es dann aber? Wohl nur darum, dass die *Faktizität* der gemeinsamen Existenz von Juden und Arabern seit nunmehr über 60 Jahren vor Ort praktisch die pragmatische Notwendigkeit beinhaltet, miteinander auf Dauer auszukommen, da a) in einer global von Nationalstaaten verriegelten Welt alle Beteiligten auf ihren Lebensort angewiesen sind und b) die Alternative, der kriegerische Versuch, die jeweils andere Seite loszuwerden, mit höchster Wahrscheinlichkeit beide Seiten in den Abgrund reißt. Dieses Auskommen unterstellt jedoch zugleich, dass die nationalistischen Staatsideologien, die zwei angebliche Völker qua Religion und Nationalismus als sich ausschließende, quasi unvermeidlich vorgegebene Gruppenzugehörigkeiten gegeneinander

positionieren, ad acta gelegt werden. Dies wird angesichts der massiven politischen Interessen, der etablierten Institutionen und des Nutzens, den die herrschenden Eliten auf beiden Seiten aus der Gültigkeit ihrer Doktrin ziehen, ohne *umfassende politische Veränderungen von unten* nicht möglich sein. Damit verschwände auch die Elementarlüge des Nationalismus, die Identität des Staatsvolks als Volkskörper jenseits seiner wirklichen Auffassungsunterschiede und Interessengegensätze, hinter einer internen Diskussion über die Frage, wie man in Zukunft als Israeli in Israel leben will und auf welcher Grundlage man dabei mit den Arabern auskommen kann – und umgekehrt. Vielleicht verschwinden darüber ja irgendwann die Unterschiede bzw. reduzieren sich auf das, was sie im Rahmen eines rationalen Weltbilds wirklich nur sind: unterschiedliche private Lebensauffassungen und Glaubensüberzeugungen.

Lässt man hingegen die Verantwortlichen auf beiden Seiten so weitermachen wie bisher, so wird ihr letztlich völkischer, religiös befeuerter Nationalismus mit unerbittlicher Logik die Region an den Rand eines großen Kriegs bringen: Wenn nur die militärische Bedrohung die wechselseitige Sicherheit gegeneinander verbürgt, dann ist wachsende Sicherheit an wachsende Bedrohung und damit an ein wachsendes Kriegsrisiko gebunden – ein Widerspruch, der uns den *Exklusionscharakter* jedweder nationaler Ideologien drastisch vor Augen führt. Hier rächt sich, wenn man die dem modernen Nationalismus innewohnende Logik, die sich nicht hintergehen lässt, nicht ernst nimmt, anstatt sich angesichts des Unheils, das er in der Geschichte schon angerichtet hat, von diesem zu emanzipieren. Gerade die jüdische Denktradition mit ihrem staatskritischen Internationalismus und Humanismus wäre dazu allemal in der Lage, wovon zahlreiche Intellektuelle jüdischer Herkunft auch heute beredt Zeugnis ablegen. Ob man auf dieser Grundlage eine Konföderation Israels mit einem zu schaffenden Palästinenser-Staat als geeignete politische Lösung erachtet wie Moshe Zuckermann

oder einen gemeinsamen, säkularen und demokratischen Staat jenseits von Zionismus und Islamismus fordert wie der israelische Historiker Ilan Pappé,⁸⁴ ist dann eine Frage eines offenen und rationalen politischen Streits über die Sache, um die es letztlich geht: eine dauerhafte Beendigung der verhängnisvollen Gewaltspirale im Nahen Osten. Dieser Streit führt aber nur dann zu tragbaren Lösungen, wenn sich *alle* Betroffenen und Beteiligten frei machen von rassistischen Anfeindungen, religiös-nationalistischen Ansprüchen und völkischem Identitätsgefasel, so dass konkurrierende Interessen ebenso rational abgewogen werden können wie die wechselseitigen Abhängigkeiten, die sich im Laufe der Jahrzehnte längst eingestellt haben.